

An meine lieben Landsleute : von Trevor Huddleston, Bischof von Masai, Tanzania

Autor(en): **Huddleston, Trevor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **60 (1966)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-141107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dienstverweigerer wartet. Nun ist er im Gefängnis und riskiert ein Urteil von vielen Jahren, denn sein Ungehorsam im Militärdienst wird strenger beurteilt als Verweigerung vor dem Militärdienst. Gegenwärtig sind etwa 30 Militärdienstverweigerer in den Gefängnissen Italiens, Fabbrini ist der dritte Katholik. Er war ein Aktivist katholischer Jugendgruppen und stand trotz seinem jungen Alter — dank etlicher wissenschaftlicher Arbeiten — wenige Monate vor der Habilitierung als Privatdozent. Seine Studenten, das heißt die katholische Gruppe «Intesa», haben bei dieser Gelegenheit eine öffentliche Erklärung herausgegeben, in der sie ihm für seine mutige Tat danken, die Kollegen zu neuem Nachdenken über das Problem Krieg und Frieden auffordern, und erklären, daß der Mensch seit bald 2000 Jahren nur eine Möglichkeit hat, ein neuer Mensch zu werden: *indem er den Waffen entsagt!*

Fabbrini war von der Idee der Gewaltlosigkeit durchdrungen und hatte auch unter den Soldaten, trotz allen Schwierigkeiten, für den Frieden und die Gewaltlosigkeit Propaganda gemacht. Er ist unter anderem Autor eines tiefreligiösen Buches über Judas, das voll von neuen unerwarteten Ideen ist.

Am 12. Februar wird sein Prozeß in Rom stattfinden, wenige Tage vor demjenigen des Priesters *Don Lorenzo Milani* (15. Februar),* der angeklagt ist wegen seines offenen Briefes an eine Militärpriestergruppe, in dem er in energischer Weise für die Pflicht der Seelsorger und Lehrer eintritt, die Jugend für den Frieden zu erziehen, sie zu lehren, selbständig zu denken und Gott und ihrem Gewissen zu gehorchen, auch wenn das zu Konflikten mit menschlichen Gesetzen und Befehlen führt. In diesem Zusammenhang verteidigt er die Militärdienstverweigerer als mutige Zeugen. «Gewiß, der Platz der Propheten ist das Gefängnis, aber es ist nicht schön auf der Seite derer zu sein, die sie einsperren.» Dieser Brief und die Selbstverteidigungsschrift von Don Milani (er will keinen Advokaten) sind unschätzbare Dokumente der Friedensarbeit.

H. V.-F.

An meine lieben Landsleute

Von Trevor Huddleston, Bischof von Masasi, Tansania

Diese Worte sind ausdrücklich an meine lieben Landsleute gerichtet. Ich möchte, daß sie verstehen, wie einem zumute ist in einem Lande, dessen Regierung eine afrikanische Mehrheit hat. Daß sie verstehen, was man bei der Überführung des Kolonialregimes in die Unabhängigkeit empfindet. Und vor allem möchte ich ihnen sagen, daß die Argumente, die Entschuldigungen und Ausflüchte, die vorge-

* Siehe Artikel in den «Neuen Wegen», Mai 1965.

bracht werden, um diese Überführung in Rhodesien zu verhindern, so fundamental abwegig sind.

Das liegt mir am Herzen, weil ich als Christ in erster Linie nicht an politischen Dingen, sondern an der Wahrheit interessiert bin. Wenn der Christ nichts weiter tun kann, als über das heutige Afrika die Wahrheit zu sagen, so hat er doch schon etwas Großes getan.

Ich kam vor fünf Jahren nach Tanzania. In diesen fünf Jahren bin ich Zeuge der Beendigung des Kolonialismus gewesen: Errichtung der Republik, Meuterei in der Armee, Vereinigung mit Zanzibar, allgemeine Wahlen, und ich habe im Herzen des Landes gelebt. Aber weil ich Bischof einer anglikanischen Diözese bin, die so groß ist wie England, so habe ich umfassende Aufgaben im Erziehungswesen, in der ärztlichen Fürsorge und in der sozialen Entwicklung. Ich arbeite deswegen eng mit der Regierung und ihren Vertretern zusammen. Ich kann noch einen Punkt anführen, der mich berechtigt, mit einiger Autorität zu sprechen. Zwölf Jahre lang lebte ich in dem reichsten und höchstentwickeltesten Teil Afrikas, und ich hatte oft Gelegenheit, Rhodesien zu besuchen. Daher kann ich Vergleiche anstellen. Aber ich werde mich auf drei einfache Behauptungen und ihre Begründung beschränken.

1. Die Beendigung des Kolonialismus hat Leben und Zielbewußtheit in das Land gebracht. Das soll nicht bedeuten, daß die Kolonialbeamten schlechte oder stumpfsinnige Menschen gewesen seien. Sie alle, denen ich 1960 begegnete, waren Menschen von großem Idealismus. Aber sie konnten nicht Teil des neuen Afrika werden, so sehr sie das auch wünschen mochten, so groß ihre Sympathie, so tief ihr Verständnis war. Sie konnten es nicht, weil Fremdherrschaft nicht Seite an Seite mit Freiheit existieren kann. Und Kolonialismus, sei er noch so weitherzig, ist Herrschaft.

Nach seiner Beseitigung — was in Tanzania eine höfliche Angelegenheit war — wandelten sich die alten Haltungen, alte Methoden wurden fallengelassen, alte Gewohnheiten aufgegeben, weil sie «europäisch» waren. In ein oder zwei Jahren war die Überprüfung der Institutionen und Verfahrensweisen beendet. Das Gute wurde beibehalten und wirksamer gemacht, das Schlechte wurde — weil fremd — ausgeschieden. Dieser Prozeß läuft noch.

Es wäre absurd und unehrlich zu behaupten, daß die Veränderung auf jeder Ebene größere Wirksamkeit bedeutet hätte. Weil die Kolonialverwaltung in der Ausbildung einer genügenden Zahl von Bürokräften so träge und kleinherzig gewesen war, hatte der neue Verwaltungsbeamte es schwerer als sein Vorgänger.

Aber die Verwaltung muß etwas viel Wichtigeres ihr eigen nennen als bloße Wirksamkeit, und das ist, einen Sinn für Kraft und Zweck der Gesellschaft zu entwickeln. Es ist das Gefühl, selbst über die Planungsrichtung in der Zukunft entschieden zu haben. Es ist das Empfinden, daß endlich Verwaltung und Politik Teil eines energischen Stre-

bens nach Bildung einer Nation sind. Und, möge das mit noch so vielen Irrtümern, Enttäuschungen und Schwierigkeiten belastet sein, *es bedeutet Leben*.

Ich schätze es als einen unermesslichen Vorzug, in die afrikanische Geschichte verwoben zu sein, wenn auch nur für die kleine Weile, bis mein afrikanischer Nachfolger gewählt sein wird und sein Amt antritt. Und zu keiner Zeit, seit ich das Niedergehen des Union Jack und das Emporsteigen der tanzanischen Flagge beobachtet habe, hat man mich fühlen lassen, daß ich nicht Teil des neuen Landes sei. Das ist es, was ich mit Sinn und Zweck des neuen Lebens meine.

2. Und, wie ich jetzt erkenne, das fehlte fast völlig in meinen süd-afrikanischen Tagen. Ich meine nicht, daß *ich* keinen Sinn für Leben und Zweck gehabt hätte. In vieler Hinsicht war der Kampf gegen Apartheid und was damit zusammenhing, die belebendste Aktivität, die man sich vorstellen kann. Das waren klar erkennbare Ziele, definierte moralische Entscheidungen, einzelne Objekte, die zur Bewältigung herausforderten. Aber im Grunde war es doch eine oberflächliche Beziehung zu Afrika und den Afrikanern, die ich nicht ändern konnte, so sehr mir auch daran liegen mochte und so sehr ich auch zum Rebellen werden mochte. Denn in Südafrika war die europäische Herrschaft in jedem Bereich des Lebens so vollständig, daß selbst die Rebellion dagegen ihre Anerkennung bedeutete. Ein Europäer, der noch so sehr versuchte, sich mit dem afrikanischen Volk in seiner Demütigung und Degradation zu identifizieren, konnte das doch niemals vollständig erreichen — weil er weiß war und weil die Regierung weiß war. Selbst im Gefängnis gelang es nicht.

Das meine ich mit dem Ausdruck: oberflächliche Beziehungen: In Afrika sein, mit den Afrikanern leben, für sie arbeiten, für sie sorgen, ihre Rechte vertreten — und doch die ganze Zeit zu wissen, daß die Struktur der Gesellschaft und selbst die Rechtspflege europäisch sind. Das Gefühl, dem allen entgangen zu sein, macht das Leben in Tanzania so erfrischend und anregend. Es ist die Gewißheit, daß mit jedem Tage, der vergeht, sich eine afrikanische Sozialordnung entwickelt und daß man daran teilhaben darf, daß man auch, wenn nötig, ihre Fehler kritisieren darf, nicht als ein europäischer Liberaler, der Gerechtigkeit für die Afrikaner verlangt, sondern als Christ oder einfach als Mensch, dem menschliche Freiheit am Herzen liegt.

Endlich: Heute in einem Lande wie Tanzania zu leben, ist schon selbst ein Hochgefühl, gerade weil dort eine Bewegung ist, eine Bewegung weg von der Öde des britischen Kolonialismus hin zu der Vielfältigkeit eines afrikanischen sozialistischen Staates. Möchtet ihr lieber unter einem Smith oder einem Nyerere leben? Wenn England für einen Ferientaufenthalt nach Italien geht, wünscht es dort den Hafen von Brighton zu finden?

Aber ich will nicht mit einer billigen Redensart enden. Die Zeiten sind zu ernst und gefährlich dafür.

Ich möchte meinen Landsleuten sagen, daß sie, wenn ihnen wirklich das Schicksal der Weißen in Rhodesien am Herzen liegt, ihnen die Wahrheit sagen sollten. Und die Wahrheit ist wirklich sehr einfach. Sie heißt nicht, daß es für den weißen Mann in Afrika keine Zukunft geben kann, sie heißt, daß dort eine anregendere und bereicherndere Zukunft liegt als irgendwo für jeden — für Europäer, Asiaten oder Afrikaner, der zugibt, daß Afrika heute, nicht morgen, sein Schicksal entscheidet. Und nach meiner Meinung ist es Christenpflicht, dieser Zukunft alle Kraft zu leihen. Observer, 19. 12. 1965

Bruno Frei: Israel zwischen den Fronten

(Europa-Verlag 1965, in der Reihe «Europäische Perspektiven». 200 Seiten)

Der Staat Israel ist eine besondere Erscheinung. Seine Bedeutung reicht über seine Grenzen weit hinaus. Aber das wird mehr gefühlt als gewußt. Darum ist dieses Buch von besonderem Wert, weil es dem Leser zu einem klaren Einblick verhilft in seine Probleme und Aufgaben, in die Beziehung zwischen ihm und den Juden außerhalb seiner Grenzen, in seine rechtliche und politische Stellung im Raum der arabischen Völkerwelt.

Der Autor: Wer ihn nicht kennt, den belehrt die Kurzbiographie auf der letzten Seite: 1897 geboren, Dr. phil. der Wiener Universität . . . Auslandskorrespondent . . . Chefredaktor der Tageszeitung «Berlin am Morgen» . . . Mitarbeiter der «Weltbühne» Carl von Ossietzkys. 1933 Emigration nach Frankreich. Zwei Jahre KZ Vernet. Asyl in Mexiko. 1948 bis 1956 Chefredaktor des «Abends» in Wien. Mehrjähriger Aufenthalt in China. 1959 bis 1965 Herausgeber der Monatschrift «Tagebuch» in Wien. — Er ergänzt seine Biographie in einem persönlichen Vorwort, das durch seine absolute Aufrichtigkeit den Leser gewinnt und durch seinen Inhalt den Rahmen des nur Persönlichen sprengt: Es zeigt den Weg des Knaben vom fromm-jüdischen Milieu des Elternhauses weg in den Sozialismus. Er identifiziert sich mit der Arbeiterbewegung, nicht mit dem Judentum. Indessen Auschwitz — d. i. die versuchte Ausrottung des Judentums — «zwang mir ein Bewußtsein der Zugehörigkeit auf, das ich ausgelöscht geglaubt hatte». — Er atmet auf, als die Sowjetunion in der entscheidenden Sitzung des Völkerbundes die Gründung des Staates Israel ausdrücklich gutheißt. «Der Konflikt der Loyalitäten war gelöst.» — Aber Israel erfüllt nicht Seine Erwartungen. Statt sich mit den jungen Völkern, die das Joch des Kapitalismus abschütteln, zu solidarisieren, gerät es immer mehr unter den Einfluß der kapitalistischen Staaten. Muß das sein? Um zu einem Urteil zu kommen, wird die Reise nach Israel unternommen. Ihr Ergebnis ist dieses Buch. «Ausgehend von der historischen, politischen und moralischen Notwendigkeit, die staatliche Existenz Israels über jeden Zweifel zu erheben, versuche ich einige Probleme